

Nina Lucia Groß und Tilman Walther

Der Freiraum im Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg

Über Wollen und Können von musealer Öffnung und die Grenzen nachhaltiger Beziehungsarbeit in projektbasierten Arbeitsfeldern

Einführung

Der Freiraum im Museum für Kunst und Gewerbe (MK&G) hat und hatte nie ein ganz scharf umrissenes *Mission Statement*. Als die Direktorin Tulga Beyerle 2018 sich dazu entschied, die ehemalige Sonderausstellungsfläche und sogenannte Turnhalle im zentralen Erdgeschoss des Museums umzuwidmen und die Ausstellungsfläche gegen einen fiktiven offenen Raum auszutauschen, war noch nicht klar, was eigentlich mit einem offenen Raum gemeint sein könnte. Was macht einen offenen Raum aus; was macht einen Raum überhaupt aus? Wer wird wie eingeladen, dort was zu tun? Wie viel und wie wenig soll und kann vorgeschlagen werden? Wie sieht Gastfreundschaft aus? Und wie klingt sie? Wie groß muss ein Tisch sein, an dem möglichst viele einen Platz bekommen? Wie viel Kissen und wie viele Farben braucht man, um den White Cube aus dem Museum zu kriegen? Und: Wenn der Freiraum „frei“ ist, was ist dann das restliche Museum?

Diese und sehr viele weitere Fragen haben uns beide, Nina Lucia Groß und Tilman Walther, dann ab April 2020 beschäftigt. Mitten im ersten Lockdown haben wir unsere gemeinsame, geteilte Stelle der Leitung und Kuration des Freiraums angetreten – das Eröffnungsdatum stand damals schon fest. Am 4. September 2020 sollte der Freiraum eröffnet werden; mit einem Team an Gastgeber: innen, ersten Möbeln und einer Idee, wie es weitergehen soll. Gemeinsam mit dem Design- und Architekturkollektiv ConstructLab haben wir den Raum gestaltet: seine Infrastruktur aus Präsentations-, Arbeits-, Lager-, Lese-, Spiel- und Ausruhmöbeln; damit haben wir implizit auch Vorschläge für mögliche zukünftige Nutzungen gemacht. Wir berichten in diesem Text aus vier Jahren Praxis und unseren Erkenntnissen aus und unseren Erfahrungen mit der Institution Museum.

Die Öffnungszeiten des Freiraums sind dieselben wie die des restlichen Museums. Somit ist er 51 Stunden pro Woche kostenlos zugänglich. Pro Monat nut-

zen inzwischen ca. 3.000 Menschen den Freiraum. Das können reguläre Museumsgäste sein, die dort Pause machen, spielen, ein Buch lesen oder an Workshop-Angeboten teilnehmen, oder Freiraumgäste, die explizit und gezielt für die kostenlose Nutzung des Raums, die Teilnahme am Programm und an Veranstaltungen zu uns kommen oder als Teil von Gruppen den Raum aktiv mitgestalten. Die Zahl von Personen, die den Freiraum ausschließlich, und nicht auch das Museum, besuchen, liegt aktuell – Stand Februar 2024 – bei 1.000 pro Monat. Viele der Besucher:innen kommen selbstständig oder als selbstorganisierte Gruppe in den Freiraum, viele auch als Gäst:innen unserer Veranstaltungen und Angebote. Es gibt auch mehrere regelmäßige Nutzungen durch Stammpublikums-Gruppen, die wöchentlich einen Tisch oder einen Raumbereich zur Verfügung gestellt bekommen, um dort gemeinsam zu basteln, zu malen oder sich zu besprechen.

Das Museum liegt direkt am Hamburger Hauptbahnhof im belebten Stadtteil St. Georg. Das Viertel ist durch die Gleichzeitigkeit von differenzierten Lebensrealitäten geprägt: (post)migrantischem Leben und Arbeit, extremem Reichtum, einer offenen Drogenszene, Sex-Arbeit in der Illegalität, Tourismus und Gastronomie, Schulen, Kirchen, Moscheen, sozialen Einrichtungen für Geflüchtete, zahlreichen Altenstiften und Wohnhäusern. Der Freiraum bemüht sich, diese Gleichzeitigkeiten aufzunehmen; als sicherer, freundlicher und solidarischer Ort der Diskussion, des Dissenses und der gelebten Erprobung von Zusammenleben, Partizipation und Mitsprache sowie einer gemeinsamen Überlegung dazu, wie Ausschlüsse auch durch Gestaltung sowohl geschaffen wie aufgelöst werden können. Gerade in diesem sehr dicht besiedelten Stadtteil, insbesondere am lauten, schnellen, oft hektischen und manchmal gewaltvollen Ort des Hauptbahnhofs, bietet der Freiraum aber vor allem auch eins: einen Platz, an dem man unangefochten sein kann – ganz ohne irgendetwas zu wollen oder anbieten zu müssen.

Für den Freiraum arbeitet ein Team von aktuell insgesamt acht Personen. Neben der kuratorischen Leitung gibt es ein Team aus sechs Gastgeber:innen, die innerhalb der Öffnungszeiten vor Ort ansprechbar sind für Fragen, Notfälle, Vorschläge und generell als Gegenüber für Menschen, die ein solches Gegenüber suchen. Der Freiraum ist ein partizipativer Raum innerhalb des Museums, aber er ist auch ein Ort für Menschen, die gar nicht partizipieren wollen oder können. Dies zu kommunizieren und zu vermitteln, liegt einerseits bei uns und den weiteren Gastgeber:innen des Freiraums, doch andererseits sprechen auch der Raum und seine Gestaltung selbst mit – die Verlässlichkeit, Beweglichkeit und Zugänglichkeit des Raums und der Infrastruktur als eine ernstgemeinte Einladung, einfach da zu sein. Die wachsende Bibliothek, die ruhige Terrasse und die Spiel- und Lese-Ecke für Kinder sind für viele Besucher:innen ein Grund

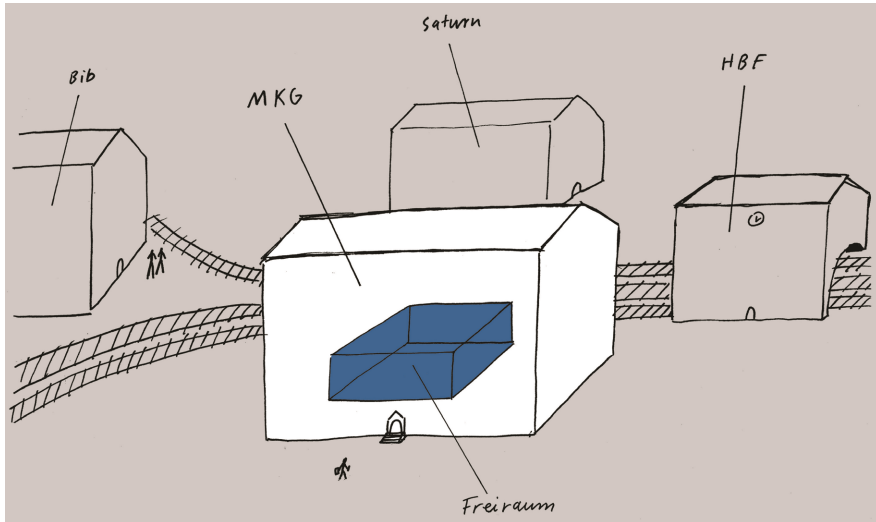


Abb. 1: Der Freiraum, lokalisiert in der Mitte des Museums. Zeichnung von Julian Fiebach, 2023.

(wieder) zu kommen und ein Grund zu bleiben. Diese Angebote sind aber auch elementarer Bestandteil unserer gastgeberischen Strategie; es sind Handlungsvorschläge, die den Erstkontakt mit dem Freiraum erleichtern, die helfen können, sich mit und in dem Raum zu akklimatisieren.

Wie eine Burg thront das Museum für Kunst und Gewerbe über den Gleisen, über den Plätzen, den Tauben, Bussen, Imbissen, Cafés, Ticketautomaten, Schaufenstern – über dem Alltag seiner Nachbar:innenschaft. Diese Diskrepanz ist keine rein architektonische; als Museum für Kunst und Gewerbe und als Vorlagensammlung für die angewandte Kunst, als Nachlassverwalter:in Hamburgs mächtigster Familien, als Ideen-, Muster-, und Formspeicher eines hegemonialen Geschmacks der Objekte und Waren in einer vom Handel mit ebensolchen Dingen reich gewordenen Stadt steht das MK&G nicht nur als Gebäude, sondern auch als historische Institution für die Geschichts- und Identitätskonstruktion eines bürgerlichen Selbstverständnisses; und für die ständige Verteidigung dieser Realität gegen jede andere.

Natürlich nicht erst mit dem Freiraum, aber mit dem Freiraum dann in endgültiger räumlicher Gestalt hat sich diese Burg geöffnet und Raum für den Alltag der Nachbar:innenschaft erzeugt. Diese Öffnung muss eine räumliche sein, ein Abgeben von Platz, Quadratmetern, Fläche, Rückzugsorten und Stühlen am Tisch. Es ist aber auch eine inhaltliche Öffnung, ein Zuhören oder gemeinsames

Neu-Sprechen. So ist der Freiraum auch ein Raum für Diskurs, Austausch und politische sowie gestaltende Bildung. Dazu kuratieren wir in Kooperation mit externen Gruppen und Initiativen, aber auch in Absprache mit den Sammlungen und Ausstellungen des Hauses ein Programm u. a. aus Installationen, Interventionen, Gesprächen, Workshops, Lesungen und Filmvorführungen.

Beziehungsweisen

Vielleicht könnte man sagen, vor jeder Partizipation steht erst einmal der Vertrauensaufbau, und da haben Museen fast 200 Jahre versäumter Chancen aufzuholen. Mit Vertrauen ist hier gemeint, eine tragfähige und somit auch belastbare gegenseitige Beziehung einzugehen, sich gegenseitig ernst zu nehmen, sich Zeit zu nehmen und Zeit zu geben, Kritik zu äußern und Kritik anzunehmen. Als Grundlage unserer Arbeit steht Verlässlichkeit. Der Freiraum hat geöffnet und wir sind ansprechbar. Wir machen Hausbesuche. Die kuratorische Arbeit im und mit dem Freiraum ist in erster Linie Beziehungsarbeit: Fäden aufnehmen und zu Knäulen verheddern. Leider steht langfristiger Vertrauensaufbau oftmals konträr zur Drittmittelakquise-Logik der konstanten Neuerfindung. Das radikal Neue muss daher lauten, beharrlich den eingeschlagenen Weg weiterzuverfolgen, um nicht jedes Mal wieder neu starten zu müssen, auch um die potenziellen Partizipationspartner:innen nicht zu verprellen. Anfänglich stießen wir auf große Skepsis innerhalb und außerhalb des Museums. Von Kolleg:innen hörten wir lauter Geschichten über ähnliche Projekte, denen dann nach zwei Jahren das Geld abgedreht wurde, über halb umgebaute Räume im Untergeschoss und eine Vielzahl an neu erfundenen und bald wieder aufgelösten Stellen. Man kannte es schon – „jaja, Partizipationsprojekt, ich weiß.“ Die Skepsis von außen wiederum ging darauf zurück, dass die direkte Nachbar:innenschaft das Museum teilweise von ebendiesen partizipativen Projekten bereits kannte, von den Kurator:innen, die in die Stadteilzentren kamen und mit denen man dann für eine Ausstellung Interviews führte oder Zettel mit Bedürfnissen und Ängsten ausfüllen musste: angeteaste Teilhabe, halbdemokratische Prozesse. Nach zwei Monaten war die Ausstellung dann rum und die musealen Kapazitäten wurden anderweitig benötigt; der rote Faden in die Stadt riss ein ums andere Mal wieder ab. Wir wissen es wahrscheinlich auch nicht besser. Wir würden die Chance dieser Sprechposition aber gerne nutzen, um über unsere Fragen zur und die Grenzen der Partizipation und ihren Bedingungen zu sprechen – aber auch über die durchaus unterschiedlichen Begehrlichkeiten, die

sich mit dem Gespenst der Partizipation verbinden, und darüber, wer hier eigentlich für wen arbeitet.

Die Gesellschaft

Der Wunsch von Kulturinstitutionen, und da ist unser Museum wirklich nicht allein, sich zur „Gesellschaft“ zu öffnen, ist nicht neu. Nur die Definitionen, wer oder was alles unter der Metapher „Gesellschaft“ subsummiert wird, hat sich im Laufe der Jahre stark verändert und ist weiterhin kollektiven Schwankungen unterworfen.

Der Begriff der Gesellschaft ist, ähnlich wie der oftmals bemühte Begriff der *Communities*, irreführend, bzw. verweist er häufig auf einen monolithischen Block oder monolithische Blöcke, die feste Grenzen, klare Ansprechpersonen und binäre Zugehörigkeiten haben. In der Verwendung dieser Begrifflichkeiten schwingt die ganze Sehnsucht nach Ordnung, Domestizierung und Aneignung einer sich selbst als gesellschaftliche Mitte definierenden bürgerlichen Schicht mit, aus welcher eben auch die Institutionen der Hochkultur entspringen. All die ernstgemeinten, engagierten, kreativen und herzlichen Bemühungen von unseren musealen Kolleg:innen in den Institutionen des globalen Nordens, und somit auch von uns, geschehen natürlich nie außerhalb der Wirkungsgrenzen und Interessensklammern eines liberalen Museums innerhalb einer kapitalistischen Wertschöpfungskette und ist somit immer eben auch als präventive Aufstandsbekämpfung zu begreifen. In einer Aufmerksamkeits- und Distinktionsökonomie ist das Museum auf eine diverse Bildproduktion angewiesen. Die von Kolleg:innen und uns selbst ausgesprochene, herzliche Einladung an Menschen der scheinbar unsichtbaren Ränder einer als monolithisch behaupteten Gesellschaft, ihre Hijabs und Kippas, ihre nicht weißen Hautfarben, ihre Rollstühle etc. erzeugen eben auch immer wertvolle Tokens für die Bildproduktion eines geläuterten Bürgertums im Ringen um Definitionsmacht und sein finanzielles Fortbestehen durch lokale, regionale und nationale Fördermittel.

Wir, als Museum mit all seinen soziokulturellen Implikationen, brauchen die anderen. Aber brauchen die anderen auch uns? „Gesellschaftliche Öffnung“ ist, strukturell und nicht zwischenmenschlich betrachtet, viel weniger philanthropische Anstrengung als Eigennutz.

Wem nützt hier eigentlich was?

Die Frage bei allen partizipativen Projekten muss also lauten: Wem nützt hier eigentlich was und warum? Es muss ein Tausch passieren: Etwas wird abgegeben werden müssen im Austausch gegen etwas anderes. In unserer Praxis

ergeben sich daraus unterschiedliche Tauschmodelle, deren Grenzen manchmal ineinanderfallen. Da sie jeweils eigene Konfliktfelder mit sich bringen, möchten wir versuchen, sie hier einmal auszuformulieren.

A Tauschhandel 1 – Abgabe von Definitionsmacht über die Geschichte im Tausch gegen Expertise von außen

Dieser Tauschhandel ist vielleicht der schwerste von allen, bietet aber auch den größten strukturellen, nachhaltigen Nutzen.

Was kann das Museum eigentlich anbieten? Museen, Archive, Bibliotheken, aber auch Bühnen, Kinos und Kunstvereine sind Orte der hegemonialen Geschichtsschreibung; Matrizen, aus denen der Kanon gegossen wird, Stein gewordene Definitionsmacht. Das ist erst einmal nur eine Feststellung. Nicht die Definitionsmacht ist das Problem, sondern wer Zugang zu ebendieser Definitionsmacht hat, wie durchlässig ihre Grenzen sind, wer Geschichte schreibt und wessen Geschichte. Diese Erkenntnis macht dann Sinn, wenn Geschichte als kontinuierlicher Widerstreit kontingenter Erzählungen betrachtet wird.

Und hier liegt im besten Fall der große Nutzen struktureller Öffnungsbewegungen und partizipativer Projekte an Museen für die „Anderen“, also das, was die „Anderen“ davon haben, den Museen und ihren Jahresabschlussberichten als Tokens zu dienen. Ihre Geschichten, Perspektiven, Gestaltungsvorschläge, ihr Geschmack und ihre Fiktion werden aufgenommen und eingewebt in die konservierte Geschichte der Zukunft. Sie wird bewahrt, ganz im Sinne der aktuellsten ICOM-Museumsdefinition von 2022: „Ein Museum ist eine nicht gewinnorientierte, dauerhafte Institution im Dienst der Gesellschaft, die materielles und immaterielles Erbe erforscht, sammelt, bewahrt, interpretiert und ausstellt.“¹ Was die Definition der ICOM nicht beantwortet, ist die Frage, wer diese Gesellschaft ist, in deren Dienst das Museum materielles wie immaterielles Erbe erforscht, sammelt und bewahrt. Das kann sie wahrscheinlich auch nicht leisten, müsste sie dann doch monatlich aktualisiert werden. Die nicht-hegemonialen Geschichten der „Anderen“, die eben nicht automatisch in die Erstdefinition von „die Gesellschaft“ fallen, zu sammeln und zu bewahren, kann also ein großer Nutzen sein, den das Museum einer nicht-hegemonialen Öffentlichkeit zum Tausch anbieten kann.

Damit öffnen sich allerdings, wie sollte es auch anders sein, neue potenzielle Problemfelder:

¹ <https://icom-deutschland.de/de/component/content/article/635-offizielle-deutsche-uebersetzung-der-neuen-definition-fuer-museen.html?catid=31&Itemid=114> (10.09.2024).

Was passiert mit Geschichten, wenn sie Kanon werden, und ist die Hegemonie über die Narrationen immer die beste Lösung für jede Erzählung, und wieviel Assimilation bedeutet die Kanonwerdung auch für gesellschaftliche *Counter-Narrationen*? Wie werden die Geschichtserzählungen von außen innerhalb der bestehenden Strukturen des Hauses verankert? Werden daraus echte Metadaten der Archive, Wand- und Katalogtexte, neue Sammlungskonvolute und -bereiche, oder finden sie nur als *Post-its* in der demokratischen Ecke der Sonderausstellung statt?

Die Fragen der Vereinnahmung kann nur in enger Beziehungsarbeit mit den jeweiligen Vertreter:innen nicht-hegemonialer Narrative beantwortet werden. Fair ist es jedoch, auf diese Gefahr hinzuweisen und dann gemeinsam darauf zu achten, während man sich durch die Kooperation fortbewegt.

B Tauschhandel 2 – Das Museum als Legitimationshilfe sozialer Anliegen im Tausch gegen Distinktionsgewinn

Das Museum genießt innerhalb seiner Ursprungsgesellschaft, also der hegemonialen bürgerlichen Gesellschaft der Stadt, einen Vertrauensvorschuss. So prägen die Museen mit ihren Ankäufen und Ausstellungen bereits seit ihrer Gründung die Märkte für Objekte aller Art. Durch ihren öffentlichen Charakter und die obligatorische öffentliche Förderung haben diese Institutionen kommunalen Charakter, ähnlich einer Behörde. Und obwohl viele Menschen täglich schlechte Erfahrungen mit Behörden und kommunalen Strukturen machen, sind diese in ihrer Langsamkeit und ihrem potenziellen Versuch einer Verteilung von Werten, Aufmerksamkeiten und Möglichkeiten für viele Menschen dennoch größere Vertrauensentitäten als marktkonform ausgerichtete Privatunternehmen; dies geht aus unseren Gesprächen mit Kooperationspartner:innen hervor und kann natürlich auch durch den Kontext der Kooperation verzerrt sein. Diesen Vertrauensvorschuss können sich auch Gruppen, Initiativen und Vertreter:innen sozialer Bewegungen und Anliegen, die mit dem Haus partizipativ in Kontakt treten, nutzbar machen. Die Bürgermeisterin oder Vertreter:innen der Stadt und der Presse kommen eher, öfter, einfacher, länger und freiwilliger ins gesetzte Museum als in das autonome Jugendzentrum oder die Büros der Straßensozialarbeit. Dies mag graduell und zeitkontextabhängig anders sein. Das Museum kann diesen Treffen und vor allem seinen Beteiligten auf beiden Seiten einen geschützten Rahmen bieten, kann souverän an die Presse herantreten und als stadtbekannte Akteurin bürgerlicher Langsamkeit generell deeskalierend Begleitungen des Dissenses begleiten. Das Museum kann eine Plattform der Legi-

timation werden, um noch nicht hegemonialen Narrationen Rückendeckung und Schutz zu bieten, ähnlich einer magensaftresistenten Weichkapsel, die die Medikation zu den Organen des Körpers trägt, ohne vorher aufgelöst zu werden. Diese politische Macht der Moderation, die den Museen inne ist, sollte nicht unterschätzt werden. Der Tausch, der sich bei dieser Form der Partizipation vollzieht, ist der des beidseitigen Distinktionsgewinns. Auf Seiten des Museums bedeutet dies vor allem die Anerkennung durch andere Institutionen der Stadt, aber auch eine Verfestigung des Vertrauensverhältnisses mit den Kooperationspartner:innen und ihren Inhalten sowie ein verbessertes *Standing* in der Ansprache mit neuen Erstkontakten.

C Tauschhandel 3 – Expertise von außen gegen finanzielle Entlohnung und Umverteilung von materiellen Mitteln

Eine einfache Methode der Partizipation auf Augenhöhe ist die der regulären Entlohnung für die eingebrachte Expertise. Im besten Fall passiert dies über Honorarzahlungen für alle Teilnehmenden. Eine andere Möglichkeit ist die der finanziellen Umverteilung oder der Hilfe in der Akquise monetärer Mittel durch das Museum. Denn auch im Umgang mit Stiftungen und Geldgebenden hat das Museum im Gegensatz zu Initiativen, Gruppen und Einzelpersonen aus den Gesellschaften der Stadt einen großen Vorteil. Vor allem Fragen der buchhalterischen Betreuung, hausinterne Controlling-Mechanismen und die Verlässlichkeit, Veranstaltungen auch stattfinden zu lassen, macht das Museum zur praktischen Mittels-Entität. Wir besorgen das Geld und machen die Abrechnung, die Initiativen finden bei uns statt und arbeiten mit uns zusammen. So entsteht eine praktikable Symbiose.

D Tauschhandel 4 – Kollaboration durch den Austausch von Expertisen

Auch wenn es in den eben ausgeführten Punkten vielleicht so klingt: Das Museum ist nicht nur eine Ansammlung von Sekundärfunktionen wie Pressewirksamkeit und Mittelakquise. Was wir auch ins Spiel bringen können, ist die kuratorische Expertise: Wissen über den Umgang mit und die Kontextualisierung von Objekten im Raum; Wissen über die sinnliche, inhaltliche und räumliche Vermittlung von Inhalten, das Zeigen, Bewahren, Studieren von Dingen und ihren Biografien; Wissen über die Inszenierung von Geschichte. Im besten Falle

einer Kooperation bringen wir genau diese Expertise in Verbindung mit dem Wissen über die Objekte und ihre Kontexte, das von unseren Kooperationspartner:innen von außen kommt. Diese Form der Kollaboration setzt einen fortschrittenen Strukturwandel des Hauses voraus, denn sie bedeutet, dass die Inhalte der Gruppen, Initiativen und Einzelpersonen außerhalb des klassischen Kulturbetriebs in die primäre Form des Zeigens innerhalb der musealen Praxis hineingewachsen sind. Diese Form der Kollaboration setzt nicht nur voraus, dass wir Autor:innenschaft abgeben und kanonisierte Begriffe wie „Kuratieren“ inhaltlich und operativ öffnen; sie setzt auch voraus, dass die institutionellen Rahmenbedingungen (Vorlaufzeiten, Leihverträge, Restaurierungsprotokolle, Anlieferformen, Aufbauzeiten) beweglich und porös werden, um auf die Realität der Kooperationspartner:innen reagieren zu können. Gleichzeitig setzt diese Kollaboration aber auch ein wechselseitiges, ernstgemeintes Interesse voraus: nicht nur unser Interesse an den Inhalten und Perspektiven der Kooperationspartner:innen muss ernst gemeint sein, sondern auch das Interesse der Partner:innen an unserer Arbeit und unseren Kompetenzen, ihre Neugierde, ihre Bereitschaft, mit uns zusammenzuarbeiten. Gleichmaßen sollten alle Beteiligten an das Format der Ausstellung glauben – nicht grundsätzlich, sondern hinsichtlich der Bearbeitung des konkreten Themas. Ganz zu Beginn steht also die Frage: Ist eine Ausstellung wirklich die richtige Form? Für viele Anliegen und Bedürfnisse gibt es sehr viele sehr viel bessere Formen: Demos, Workshops, Zeitungsartikel, Stadtteilstefte, Seminare, Podiumsdiskussionen, Stadtpaziergänge, Dokumentarfilme, Flyer, Versammlungen. Nicht alles kann eine Ausstellung können, aber manches kann sie eben ganz gut.

Reality Check

So weit zu den verschiedenen Möglichkeiten des Tauschhandels. Wie sieht die Partizipation dann aber in der Praxis aus? Wie viel seriöse Teilhabe verträgt das Museum und wie weit kann das museale Arbeitsfeld ausgeweitet werden, ohne dass aus dem Museum eine beliebige Multizweckhalle wird, für die berechtigten Belange der Gesellschaften der Stadt? Wie nachhaltig und robust einerseits und wie performativ oder metaphorisch andererseits ist die Partizipation durch die Öffnungsprojekte der Museen angelegt? Ist der museale Projektraum Erprobungstool und Verstärker für Veränderungsbedürfnisse von außen oder outgesourcter *Panic Room*, Tobe-Keller und immobile Antithese zum restlichen Museum?

Diese Fragen sind für uns in unserer täglichen Praxis nicht allgemein und ein für alle Mal zu beantworten. Bei uns im Freiraum, aber auch bei den Kolleg:innen anderer Häuser, mit denen wir in ständigem, informellem Austausch stehen, sind die offenen Räume und Orte der Partizipation, allein durch die Finanzierungsbrille betrachtet, projektbasierte Tests und klar umgesteckte *Panic Rooms*,

feuerfeste Unterlagen für das glitzernde Tischfeuerwerk gesellschaftlicher Teilhabe. Es sind Räume, die an den restlichen Strukturen erst einmal gar nichts ändern. Für die Akquise von Geldern, Erlaubnissen und Zugeständnissen müssen Projekte klar umrissene Grenzen haben. Die Frage ist nur, wie es danach dann weitergeht. Nun hat man diesen Raum oder diese Etage oder diese Terrasse oder dieses Mobil im Innenhof – und was passiert dann? Und welche Kompetenzen haben diejenigen Personen, die diesen Raum für das Museum betreuen, gestalten und leiten, die Verantwortung übernehmen? Auch das lässt sich selten im Vorhinein festlegen. Festlegen lässt sich aber ein museumsweiter und kollegialer *Modus Operandi*, nämlich dass sich alle Beteiligten, von den Verantwortlichen über die Verwaltung bis hin zu den Aufsichten und der Kasse befähigt und sicher fühlen, ihre eingeebneten Kompetenzen im Zweifel überschreiten und überschreiben zu können. Differenzsensible Strukturveränderung lässt sich nicht von oben diktieren. Sie entsteht aus einer Praxis des fehlertoleranten Vorwärtstastens quer durch die Abteilungen und dem daraus resultierenden Verbund innerhalb der Abteilungen. Dazu gehört auch ein rudimentäres Wissen aller Beteiligten über die Arbeits- und Anstellungsrealitäten, über Ängste und alte Narben der Kolleg:innen im Haus und um das Haus herum. In der Praxis sind oftmals Querschnitts-Abteilungen wie die Abteilung für Bildung und Vermittlung für solche Öffnungsbewegungen zuständig, oftmals ohne ihre traditionellen Aufgaben der regulären Vermittlungsarbeit reduzieren zu können. Die Frage an ein zeitgenössisches Museum, das seine Aufgaben in diese Richtung erweitert, ohne neue Stellen und Kapazitäten zu schaffen, ist auch immer diese: Welche anderen Museumsaufgaben bleiben dafür und mit welchen Konsequenzen auf der Strecke?

Hier würden wir gerne noch einmal auf die vorangestellte Frage nach der Dehnbarkeit des Begriffs des Museums zurückkommen. Der Freiraum im Museum für Kunst und Gewerbe vernetzt sich immer weiter in die direkte Nachbar:innenschaft des Hauses, aber auch in die gesamte Stadt hinein. So kommen seit der Eröffnung des Freiraums auch vermehrt Anfragen an das Museum aus der direkten Nachbar:innenschaft nach Räumen für Stadtteilstefte, Versammlungen etc. Hier ist das Museum als großes Haus mit Räumen angesprochen und nicht als Ort, an dem die Aushandlung von Geschichte stattfindet, und dennoch nehmen wir diese Anfragen ernst. Wir freuen uns sogar darüber, denn diese Anfragen bedeuten auch, dass die Angst, uns als Institution der hegemonialen Hochkultur anzusprechen, schwindet. Die Frage nach Unterstützung durch die Nachbar:innenschaft ist auch die Anerkennung des Museums als Teil der Nachbar:innenschaft. Auch das ist Teil oder Ziel oder Ergebnis einer Öffnungsbewegung: das Museum als zivilgesellschaftliche Akteurin, als nachbarschaftliche Institution, in der Menschen mit Namen und Gesichtern arbeiten, als Entität, die im

Viertel spricht und mit verhandelt; eine Entität aber, die, wie all die anderen komplexen Entitäten, selbst nach innen vielstimmig ist, mit Menschen, die in ihr arbeiten und sich mit der Institution gegen die Institution bewegen, sie reproduzieren und mit ihr hadern. Die Mitarbeitenden des Museums und die partizipierenden Dritten sind Funktionsträger:innen, aber immer auch noch viel mehr als das: diverse Beziehungsverknotungen unterschiedlicher Bedürfnisse, oder um uns selbst aus einem anderen Text zu zitieren:

„Wie eine Streichholzschachtel, geformt wie eine neuneckige Kartoffel mit runden Kanten, in der Mitte ein Trapez, leuchtend grün und rot, manchmal durchsichtig und lila, gefüllt mit tausenden Streichhölzern, die für bestimmte Bedürfnisse brennen und für manche nicht, alle aber wollen Feuer machen, kleine wie große, an den Institutionen und Handlungsimperativen, die uns, unseren Zusammenhängen und so vielen anderen verwehren glücklich zu sein. Die Hoffnung und die Stärke dieser Bewegungen liegen in der solidarischen Bezugnahme aufeinander und der arbeitsteiligen Feldbestellung. Wir, also eine unbestimmte Gruppe von Personen, sind nicht alleine, auch nicht in unseren spezifischen Kämpfen. Wir lernen, machen nach und machen vor, geben Ratschläge, zweifeln und geben ab: Räume, Zeit, Arbeitskraft und Mitgefühl.“²

Bibliografie

Groß, Nina Lucia/Walther, Tilman: Banden bilden! Solidarische Räume performen, in: Lothringer 13 Halle (Hrsg.): Reader Nr. 1, München 2021, S. 1–19.
<https://icom-deutschland.de/de/component/content/article/635-offizielle-deutsche-uebersetzung-der-neuen-definition-fuer-museen.html?catid=31&Itemid=114> (10.09.2024).

² Groß/Walther: Banden bilden!, S. 18 f.

